

sätze wenigstens zwischen einem Theile der bürgerlichen Parteien, noch immer so überwiegend, daß ein Zusammenfassen aller dieser widerstrebenden Elemente gegenüber dem gemeinsamen Feinde sich meist als eine vergebliche Arbeit erweist. Ist es doch erst wieder bei den letzten Reichstagswahlen vorgekommen, daß nicht wenige Wähler aus den bürgerlichen Reihen bei der Stichwahl für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmten, weil er ihnen noch immer als das „kleinere Uebel“ im Vergleich mit seinem Gegenkandidaten erschien, so lange aber solche politische Antipathien im Wahlkampfe ausschlaggebend sind, so lange kann auch von einem allgemeinen Zusammengehen der bürgerlichen Parteien gegen die sozialdemokratische Partei nicht die Rede sein.

Jedenfalls läßt sich auf dem Wege bloßer Zeitungsberichterungen ein solches Cartell mit antisozialistischer Spitze schwerlich schaffen, es wird vielmehr immer aus den Reihen der Wählerschaft selbst heraus entstehen müssen. Wo nun den bürgerlichen Parteien das Feuer zusagen auf die Mägel brennt, wo es von vornherein klar ist, daß sie nur durch festes gemeinschaftliches Vorgehen und Handeln den Sieg über die Umsturzpartei davontragen können, da formt sich ein Wahlbündniß zwischen ihnen gewissermaßen wohl von selbst. Es giebt indessen auch nicht wenige Fälle, in denen ein Sieg oder aber eine Niederlage der sozialdemokratischen Partei im Voraus nicht zu berechnen ist. Dann ist es an den bürgerlichen Parteien, sich über ihr gegenseitiges Verhältnis zu verständigen, das Trennende zu vergessen, das Einigende zu betonen. Leider treten jedoch derartigen Bestrebungen die Zänkereien und Stänkereien zwischen den leitenden Blättern des Bürgerthums oft geradezu direkt entgegen und helfen so die alte Verstimmung und Verbitterung nur noch vermehren und verschärfen, anstatt sie abzuschwächen. Es muß daher als eine Hauptvoraussetzung für ein Zusammengehen der bürgerlichen Parteien gelten, daß sich die Wähler um die Parteipresse nicht weiter kümmern, sondern einander persönlich näher treten, durch persönlichen Gedankenaustausch die gegenseitige Annäherung und Verständigung suchen. Es hat dies wohl seine Schwierigkeiten, sie sind indessen keineswegs unüberwindlich, wenn sich nur die Wähler erst einmal daran gewöhnen haben werden, die sonatistischen und einseitigen Preßpartekereien nicht weiter zu beachten, sondern über sie hinweg Verständigung und Fühlung mit einander gegenüber dem gemeinsamen Feinde zu suchen.

### Tagesgeschichte.

Der Kaiser wohnte am Sonnabend den Truppenübungen im Wandvergelände des Gardecorps bei. Am Sonntag Vormittag wohnte der Kaiser in Begleitung der Kaiserin, sowie der Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses der Weibe der Sarkoppage weiland Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg bei.

Die Frage der Nothwendigkeit neuer Steuern für das Reich ist in der Tagespresse unter Hinweis auf die jüngsten günstigen Abschlüsse über Zoll- und Verbrauchsabgaben vielfach verneint worden. Dieser Ansicht treten indessen die „Berl. Pol. Nachr.“ mit folgender anscheinend offiziellen Auslassung entgegen: So freudig eine Steigerung der bisherigen Einnahmen des Reiches infolge der Belebung von Handel und Verkehr auch begrüßt werden muß, so ist doch nicht anzunehmen, daß die Entwicklung eine derartige sein wird, um die Erschließung neuer Einnahmequellen entbehren zu können, wenn auch nur das Gleichgewicht zwischen Matricularbeiträgen und Ueberweisungen erreicht werden soll. Die gegenwärtige Finanzlage erfordert gebieterisch, nicht unbedingt notwendige Ausgaben bis auf Weiteres zurückzustellen; eine Finanzpolitik des absoluten Stillstandes ist aber mit der Entwicklung eines lebenskräftigen Staatswesens unvereinbar. — Trotdem scheint man es aber mit der Erschließung neuer Einnahmequellen für das Reich in den leitenden Berliner Kreisen noch nicht so eilig zu haben, wenigstens, wenn es richtig ist, daß die verbündeten Regierungen in der nächsten Reichstagsession mit keinen neuen Steuervorlagen kommen, sondern nur mit der Tabaksteuer-Vorlage usw. wieder aufwarten wollen.

Der Reichsinvalidenfonds ist in der letzten Zeit der Gegenstand mannigfacher Wünsche aus den Kreisen Derer gewesen, welche an den letzten Feldzügen theilgenommen haben. So sympathisch wir den Bestrebungen gegenüberstehen, welche auf eine bessere Versorgung unserer Kriegsinvaliden, auf eine Ausgleichung der jetzt noch bestehenden Unterschiede in den Pensionsbezügen, auf eine gerechtfertigte Ausdehnung des Kreises der Pensionsberechtigten und auf eine größere Fürsorge für die Hinterbliebenen der Invaliden abzielen, so möchten wir doch davor warnen, die Wünsche und Ansprüche ins Ungemessene auszuweihen. Es gilt dies namentlich von der immer wieder auftauchenden Idee einer Veteranenpension, einer Art Ehrensold für Alle, welche einen Feldzug mitgemacht haben. Anlaß zu diesem Gedanken hat bekanntlich die Erinnerung an den Ehrensold gegeben, welcher den Veteranen aus den Kriegen von 1813 bis 1815 gewährt wurde. Unter Zugrundelegung der Höhe dieses Soldes mit 240 M. und unter der auf zuverlässige Berechnungen gestützten Annahme, daß noch etwa eine halbe Million ehemalige Soldaten leben, die an den letzten Feldzügen theilgenommen haben, würde die Ausföhrung des Gedankens eine jährliche Ausgabe von 120 Millionen M. erfordern. Zur Deckung dieser Ausgabe ließe sich der Invalidenfonds, aus dessen Erträgen jetzt den Kriegsinvaliden jährlich 22 1/2 Millionen M. zufließen, nur zu einem verschwindend kleinen Betrage heranziehen, so daß fast die ganze Summe durch neue Steuern aufgebracht werden müßte. Schon diese Feststellung genügt, um die Undurchführbarkeit der Idee klarzustellen, welche auch durch allerlei Vergleiche mit absolut anders gelagerten Verhältnissen, z. B. mit den nordamerikanischen Invalidenpensionen um nichts gebessert wird. Im Interesse der Nächstbetheiligten selbst, d. h. der Invaliden liegt es, daß die bisherige Grundlage der Pensiongewährung nicht verlassen wird.

Zu der viel erörterten Angelegenheit von Kope schreibt jetzt die „Köln. Volksztg.“ Folgendes: „Man wird sich noch erinnern, daß während der Untersuchungsphase des Jeronimmeister's die Familie desselben eine Belohnung auf die Entdeckung des Verfassers der schmutzigen Briefe an Mitglieder der Hofgesellschaft gesetzt hatte, worauf aus Paris sich Jemand meldete mit dem Anerbieten, gegen Ausbändigung von 100000 Mark den Verfasser verrathen zu wollen. Diese Person aus Paris — die ehemalige Freundin eines hocharistokratischen Ber-

liner Herrn — hat für die Preisgebung ihres Geheimnisses die verlangte Summe wirklich erhalten! Seitdem herrscht in allen Wispeln Ruh'. Die Nachforschungen sind eingestellt.“ — Eine zuverlässige Bestätigung dieser Angaben muß jedenfalls noch abgewartet werden. Wenigstens können wir unmöglich glauben, daß eine Angelegenheit, welche so viel Staub aufgewirbelt hat, nun spurlos im Sande verlaufen soll.

Der „Reichsanzeiger“ erklärt die von einzelnen Blättern über die Heeresergänzung im Jahre 1893 gemachten Angaben, daß in dem genannten Jahre ca. 11000 Mann mehr eingestellt seien, als bei Beratung des Gesetzes, betreffend die Friedenspräsenzstärke vom 3. August 1893, als Rekrutenbedarf in Aussicht genommen war, für zutreffend.

Die Untersuchung der Berliner Anarchisten-Affaire hat es jetzt als zweifellos ergeben, daß die ursprünglichen Meldungen über die Bedeutung der ganzen Sache sehr übertrieben worden sind. Es liegt kein Anlaß vor, gegen die allein noch in Haft befindlichen in die Angelegenheit verwickelten Personen, Schätze und Träger wegen anarchistischer Umtriebe vorzugehen. Es sollte gegen sie vielmehr wegen Widerstandes wider die Staatsgewalt, Körperverletzung und groben Unfuges verhandelt werden.

Berlin. Aus Berlin wird der „Köln. Ztg.“ gemeldet: Ein regelmäßiger Polizeibericht der sozialdemokratischen Bier-schnäffler wird jetzt täglich im „Vorwärts“ veröffentlicht. Danach hat ein dasebst genannter Wirth Biermogeleyen betrieben, indem er ein Plakat der sozialdemokratischen Zwölferkommission aushängte und nach Beschaffung desselben trotzdem Bier aus den schuldheißigen Brauerei bezog. Ein anderer ebenfalls genannter Wirth hat am Montag voriger Woche sechs Viertel-tonnen Unionsbier erhalten. Bei der kurz darauf abgehaltenen Kontrolle wurden die Fässer in einem dem Gastwirth nicht gehörenden Nebenkeller gefunden. Obgleich der Wirth leugnete, daß das Bier ihm gehöre, waren die Fässer am nächsten Tag leer. Es ist daher wohl der Verdacht begründet, daß der Wirth, falls er das Bier nicht selbst verbraucht, an andere Wirths abgegeben hat. Alle Unbefangenen erhalten hier einen Vorgeschnack davon, wie es im sozialdemokratischen Zukunftsstaate zugehen wird. Kennzeichnend sind auch folgende Mahnungen des „Vorwärts“: „Kein anständiger Mensch darf Waldschlößchen-bier in Dreeden trinken.“ Daraufhin fragt die „Freis. Ztg.“: Was würde der „Vorwärts“ sagen, wenn die Presse der übrigen Parteien verkündigte, daß kein anständiger Mensch einem Sozialdemokraten Arbeitsaufträge geben darf?

Im „Sozialist“ lesen wir: „Die „ungefährliche“ Ermordung Carnots ist von der Bourgeoisie am Donnerstag, den 16. v. M., mit der „gefährlichen“ Ermordung Caserio's vergolten worden. Als das Haupt dessen fiel, welcher mit seiner Aufopferung der Menschheit einen Dienst zu leisten suchte, erschollen aus den Reihen des umstehenden Kapitals- und Beamtengefinesels Bravourrufe. Sie waren ihrer würdig. Das böse Gewissen der in letzter Zeit so vielfach in Schrecken gesetzte Kapitalbesitze läßt sie erleichtert aufathmen, wenn ein Haupt in den Sand rollt, das nur darauf dachte, ihre Herrschaft zu brechen. Am Morgen nach der Hinrichtung flatterte auf dem Grabe Caserio's die rothe Fahne und verkündigte stolz, daß ein Freiheitskämpfer gefallen ist, aber der Freiheitskampf fortbauert.“ — Leichen der heutigtage nur noch in Deutschland gedruckt verbreitet werden.

In Italien soll es nunmehr Ernst werden mit den schon so oft angekündigten und doch noch immer nicht durchgeführten Ersparnissen für das Staatsäckel. Am vergangenen Freitag fand in Rom großer Kronrath statt, in welchem die einzelnen Minister die Entwürfe der in ihren Ressorts durchzuföhrenden organischen Reformen vorlegten. Dem Vernachlässigen nach würden die durch letztere zu erzielenden jährlichen Ersparnisse 22 Millionen Lire betragen, was immerhin ein annehmbares Säminchen wäre. — Der vorwiegend radikale Gemeinderath der Stadt Mailand ist, weil er angeblich anarchistischen Tendenzen juneigt, laut königlicher Verordnung aufgelöst worden. Zugleich wurde Staatsrath Bonasi auf drei Monate zum Stadtvorwalter ernannt.

Ueber das Befinden des Grafen von Paris besagt eine Depesche aus Buckingham (England) vom 31. August Folgendes: „In dem Zustande des Grafen von Paris ist keine Aenderung eingetreten. Derselbe ist fortbauern bei klarem Bewußtsein. Heute wurden ihm in Anwesenheit der Familienmitglieder die Sterbesakramente gereicht.“

König Alexander von Serbien wünscht am Berliner Hof seine persönliche Aufwartung zu machen, gegen den 20. October denkt er dasebst einzutreffen. Eine besondere politische Bedeutung kann man dem angekündigten Besuche des jungen Serbenfürsten am Hofe des deutschen Kaisers schwerlich beilegen, immerhin zeugt das signalisirte Ereigniß von dem Wachsen des Ansehens und des Einflusses Deutschlands in Belgien.

Ein französisch-chinesischer Zwischenfall wird von der tonkinesischen Grenze gemeldet. Der Zollkontrolleur Chaillet in Nonjai wurde in der Nacht vom 26. zum 27. August von Chinesen überfallen und ermordet, die Frau und die sechsjährige Tochter Chaillet's wurden von den Schurken fortgeschleppt. Die von einer französischen Truppenabtheilung ins Werk gesetzte Verfolgung der schuldigen Chinesen blieb leider erfolglos. Der französische Gesandte in Peking ist von seiner Regierung bereits ermächtigt worden, Vorstellungen bei der chinesischen Regierung zu erheben und darf man wohl um so eher erwarten, daß das Pekingler auswärtige Amt den Ermuthigungsforderungen Frankreichs wegen der Affaire von Nonjai stattgiebt, als den Chinesen eine etwaige neue Verwicklung mit Frankreich in Hinblick auf ihren Krieg mit Japan doch gewiß nicht erwünscht sein könnte.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz ist japanischerseits eine neue größere Action ins Werk gesetzt worden. Die japanische Flotte landete Truppen bei Port Arthur, welche alsbald zum Angriff auf diesen wichtigen Platz voringen, während die Flotte die Forts und die Dock's bombardirte. Port Arthur ist bekanntlich die eine der beiden starken chinesischen Seefestungen am Eingange der Meereshucht von Pelschili, es beherrscht den nördlichen Zugang, das ihm schräg gegenüberliegende Weishai-Wei den südlichen Eingang. Sollte der Japanern die von ihnen schon einmal versuchte Einnahme von Port Arthur diesmal gelingen, so wäre für sie der Weg nach Tientsin, der Hafenstadt für Peking, frei. In Korea dagegen sind die Japaner von den Chinesen aus ihren Stellungen im Norden her-

ausgeworfen und in der Richtung nach Seul zurückgedrängt worden; hier, bei der koreanischen Hauptstadt wird wohl auch die Entscheidungsschlacht zwischen den in Korea eingedrungenen Heeren Chinas und Japans stattfinden.

## Die Billings.

Original-Roman von Em. Heinrichs.  
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Frau Mathilde fühlte sich plötzlich selber verwirrt, konnte der Affessor Erdmann nicht am Ende recht haben? — Und wenn dieser Verwundete auch wirklich Detlev Billing war, konnte sie für die Ehrenhaftigkeit seines Charakters bürgen? In welche Hände war der Knabe einst gerathen und welchen Fonds von guten Eigenschaften hätte er besitzen müssen, um drüben in dem amerikanischen Leben ein früheres Selbst sich unverfehrt zu bewahren? Wenn diese beiden Erben diese Reise übers Weltmeer zusammen gemacht, um der Testamentseröffnung beizuwohnen und ihr Recht geltend zu machen, weshalb sollte Detlev alsdann nicht schon früher den Mitterben beseitigt, weshalb denn bis angehts der alten Heimath damit geögert und sich vielleicht selber den Strick dadurch gedreht haben?

„Ja so,“ ließ sie schließlich ihrer Gedankenfolge unbewußt lauten Ausdruck, „darüber könnte der Schönindner Wirth ein sicheres Zeugniß ausstellen.“

„Weshalb denn gerade der?“ fragte Hertha, das verwirrte Gesicht der Mutter verwundernd betrachtend, erstaunt.

„Ach, dummes Zeug,“ rief die alte Dame ärgerlich, „man wird von all' dem Geträsch ganz verwirrt. Wenn's Detlev Billing auch wirklich wäre, Kind, Du hast ja doch kein Interesse für den Selbstmörder.“

„O, Mama!“  
Hertha blickte sie so traurig vorwurfsvoll an, daß Frau Mathilde nicht länger widerstehen konnte, sondern sie in ihre Arme zog und leise sagte: „Ich habe ihn gesehen, mein Kind, und glaube, daß er es ist, fürchte aber, daß er das treue Knabenherz nicht wieder zurückgebracht hat.“

„Und weshalb nicht, Mama?“ fragte Hertha, sie angstvoll anblickend, was hat er verbrochen, um diesen Vorwurf zu rechtfertigen?“

„Viebet Himmel, Du selbst hältst ihn doch für einen Selbstmörder —“

„Nein, nein, Mama!“ unterbrach Hertha sie eifrig, „weshalb sollte er, so nahe am Ziel, ein solches Verbrechen an sich selber begangen haben?“

„Nun, das war ja von vornherein Papas und auch meine Ueberzeugung, Du keine Windhahne,“ sagte Frau Mathilde mit gutmüthigem Spott, „ein Detlev Billing kann natürlich nur ein Mustermensch sein, doch lassen wir seine Fehler und Tugenden einstweilen auf sich beruhen, nur eins, liebe Hertha, möchte ich Dir anheimgeben, knüpfe keine überspannten Hoffnungen an dieses Wiedersehen. Ein Mann, der zwanzig Jahre fern von der Heimath, welche er im knabenhaften Trotz heimlich verlassen, bleiben konnte, ohne ein einziges Mal von sich hören zu lassen, ohne der armen Mutter, welcher er das Herz gebrochen, dem unglücklichen Vater oder irgend einem sonstigen, befreundeten Wesen ein Wort der Liebe zu senden, ein solcher Mann besitzt kein Herz, da er nur jetzt zurückgekehrt, jetzt, wo er vielleicht darauf hoffen kann, ein reiches Erbe an sich zu nehmen, Hertha! Kind! leuchtet Dir das nicht ein? — Könnte dieser Mann, selbst wenn er Dir von Liebe sprechen sollte, mir die Bürgschaft geben für Dein Glück?“

Das junge Mädchen war todtensbläß geworden und zitternd auf einen Stuhl niedergesunken. Die unbarmherzigen Folgerungen der guten Pflegemutter, der plötzlich Alles klar zu werden schien, hatten sie wie Keulenschläge getroffen und ein Jdol zertrümmert, daß sie die langen Jahre hindurch treu in ihrem Herzen gehegt und gepflegt hatte.

Frau Mathilde, welche das innigste Mitleid mit ihr empfand, wollte doch jetzt ihren Vortheil verfolgen und die nutzlose Schwärmerei für diesen mindestens zweideutigen Menschen wie ein Unkraut aus ihrem Herzen reißen, besser jetzt eine kleine Wunde, als später unabsehbares Unglück.

„Sei mir nicht böse, liebes Kind!“ fuhr sie rasch fort, „ich meine es ja herzlich gut mit Dir und möchte Dich so gern recht glücklich sehen. Das ich den Knaben Detlev sehr lieb hatte, ist gewiß, und ich verurtheile damals seinen Dheim auch am stärksten, welcher mehr als gewissenlos an ihn und den unglücklichen Eltern handelte. Können wir aber jetzt seinen Worten Glauben schenken, es wissen, ob er drüben in dem weiten Amerika nicht Weib und Kinder, oder Gott weiß welche lichtscheue Geheimnisse zurückgelassen hat? Ich werde mich hüten, Fremden gegenüber dergleichen zu äußern oder seiner Person nur Erwähnung zu thun und bitte Dich nur, ebenfalls darüber zu schweigen, da ich seine Persönlichkeit nicht beschwören könnte, wünsche auch von Herzen, daß er sein rechtmäßiges Erbe unverfehrt erhalten möge, aber dann auch ebenso aufrichtig seine schnellste Rückkehr nach Amerika, wohin er jedenfalls doch am besten gehet.“

Hertha, welche sich mittlerweile wieder gefaßt hatte, schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Seit wann ist meine Heiß so gerechte Mutter von einer so feindseligen Voreingenommenheit gegen einen hilflosen Kranken erfüllt worden?“ fragte sie sonst.

„Du nimmst doch kürzlich noch keine Partei. Wußtest Du damals es nicht, wer der Unglückliche war?“

Frau Mathilde schwieg betroffen. Die redegewandte Dame fand auf diese Frage nicht gleich die rechte Antwort.

„Du meinst, daß sein Name meine Meinung über ihn verändert habe?“ erwiderte sie langsam. „Das ist ein Jrethum, liebe Hertha, im Gegentheil, ich bin erst in dieser Stunde über ihn im Klaren und hätte noch gestern, ja noch heute früh jeden Verdacht gegen ihn entrüstet zurückgewiesen.“

„Verdacht?“ fragte Hertha, sie erschreckt anblickend, „wessen beschuldigt man ihn denn? — Des Selbstmörderversuchs? Ein anderes Verbrechen kann doch der Arme nicht begangen haben.“

Wieder schwieg die alte Dame überlegend, ob es wohl klug oder nur gerathen sei, ihr Alles zu sagen. Nein, schweigen war hier jedenfalls besser.

„Wir wollen uns darüber nicht mehr erregen,“ erwiderte sie kurz, „die Geschichte wirbelt mehr Staub und Ärger auf, als nöthig ist. Herr Axel Billing hätte wohl daran gethan,